

Die Zeitung ist tot. Es lebe die Zeitung!

Stuttgarter Zeitung 15.11.2008 / Rede Heribert Prantl – – Erich Schairer-Journalisten-Hilfe - <http://www.journalistenhilfe.org/>

Es gibt im Journalismus negative Tendenzen; das Handwerk des Journalisten (eigene, kritische Recherche) verliert an Bedeutung. Es werden Ereignisse gemeldet („Vermelder“), und weniger Nachrichten Texte, die dazu dienen, um sich dem Inhalte – „nach-richten“. Information und Unterhaltung vermengen zu zum Infotainment; Journalisten bekommen bequem aufbereitete (aber oft Interessen-geleitet) Informationen – von PR-Agenturen; von Lobby-isten usw. (Anzeigen und Zeitungstexte „vermischen“ sich; schwer von Lesern zu unterscheiden)

Kritischer Journalismus (eigentlich eine Tautologie), der sachkundiger Journalismus wird abgelöst vom „Verfüllungstechniker“, Produktionsassistenten übernommen die Füllung der „Seiten“ mit vorgefertigten, convenience Texten (Fast vs Slow-Journalismus)

Früher hat es Tage gedauert bis Meldungen vom Ort des Geschehens (z.B. Tod von Napoleon auf St. Helena) in eine Tageszeitung kam; heute ist selbst die Zeitung zu langsam, im Internet kann die Meldung sofort stehen (aber ohne – Zusammenhänge; Hintergründe) (schnellste „Vermeldung“)(Ereignisse müssen in Zusammenhänge betrachtet werden; das ist die Aufgabe der Journalisten – der Berichterstatter); echte Nachrichten im Wortsinn - Texte, um sich danach richten; (Fast Journalismus – Anzeigenblätter) - Qualität –kommt von Qual; (Henri-Nannen-Journalisten Schule)

Kein neues Medium ersetzt ein altes. Riepl'sches Gesetz (Dissertation 1913)

http://de.wikipedia.org/wiki/Rieplsches_Gesetz

[PDF]

[medienforschung „Internetverbreitung in Deutschland: Potenzial ...](#)

Dateiformat: PDF/Adobe Acrobat - [HTML-Version](#)

Riepl'sches Gesetz. (Seite 5 „Das Nachrichtenwesen des Altertums“, Wolfgang Riepl, 1913).

D. h.: keine Verdrängung - aber durchaus Funktionswandel der ...

www.bvm.org/user/Vortrag_Internetverbreitung_ARD-ZDF_Studie.pdf -

„Das Versiegeln von Druckerpressen sei genauso verfassungswidrig wie das Versiegeln von Backöfen.“ (Siebenpfeiffer; ca 1830) Pressefreiheit das tägliche Brot ist für die Demokratie.

Erich Schairer (* [21. Oktober 1887](#) in [Hemmingen](#) bei Stuttgart; † [3. August 1956](#) in [Schorndorf](#)) war ein deutscher [Journalist](#) und [Publizist](#).

Inhaltsverzeichnis

[[Verbergen](#)]

- [1 Leben](#)
- [2 Werke](#)
- [3 Literatur](#)
- [4 Weblinks](#)

Leben [\[Bearbeiten\]](#)

Schairer besuchte als Internatsschüler das [Seminar Blaubeuren](#), dann als Student der [Philosophie](#) und [Theologie](#) das [Stift in Tübingen](#). Seine Karriere als Pfarrer beendete er bereits 1911, indem er seinen Dienstherrn, die [württembergische Landeskirche](#), erfolgreich darum bat, ihn aus dem Dienst zu entlassen.

Schairer wurde – jeweils als Nachfolger von [Theodor Heuss](#) – Privatsekretär [Friedrich Naumanns](#) (1912–1914) und [Chefredakteur](#) der [Heilbronner Neckar-Zeitung](#) (1919–1920); nebenbei promovierte er 1913 über [Friedrich Christian Daniel Schubart als politischer Journalist](#) und führte die Geschäfte der [Deutsch-Türkischen Vereinigung](#) von [Ernst Jaeckh](#) (1915–1917).

Nach einem Eklat über einen vom Verleger der *Neckar-Zeitung* über Nacht aus der Druckplatte herausgekratzten Leitartikel gründete Erich Schairer im Januar 1920 seine eigene Wochenzeitung, die pazifistisch-radikaldemokratische [Sonntags-Zeitung](#). Sein Credo lautete: „kämpft gegen Kirchentum, Kapitalismus, Krieg und Gewaltherrschaft, für Geistesfreiheit, Gemeinwirtschaft, Gerechtigkeit und Frieden.“

1933 geriet er in Konflikt mit den [nationalsozialistischen](#) Machthabern, deren Emporkommen er lange Jahre vorausgesehen und bekämpft hatte. Unter Schwierigkeiten konnte die *Sonntags-Zeitung* noch eine Weile weitergeführt werden, jedoch sahen sich Schairer und seine Mitarbeiter Repressionen bis hin zu KZ- und Gestapohaft ausgesetzt. Anfang 1937 wurde Schairer von der nationalsozialistischen Presseorganisation zum Verkauf seiner *Sonntags-Zeitung* an einen nationalsozialistischen Strohmann gezwungen. Im Herbst 1937 übersiedelte er mit seiner Familie nach [Lindau](#) und versuchte, sich als Weinvertreter durchzuschlagen (wobei er die Kontakte zu seinen früheren Abonnenten zu nutzen wusste). Seine Frau betrieb im gemieteten Haus eine Pension. 1943 wurde Schairer als Reichsbahngehilfe verpflichtet.

Nach Kriegsende wurde Schairer zunächst Chefredakteur beim [Schwäbischen Tagblatt](#) in [Tübingen](#), im Herbst 1946 Mitherausgeber der [Stuttgarter Zeitung](#). Besondere Verdienste erwarb sich Schairer um die Erhaltung des [Cotta-Archivs](#) für die Öffentlichkeit, indem er es zunächst für die Stuttgarter Zeitung erwarb, um es später dem [Deutschen Literaturarchiv](#) in [Marbach am Neckar](#) zu überlassen.

Werke [\[Bearbeiten\]](#)

- Das Wahlrecht. Ein Überblick von E. Sch. Sonderdruck aus dem Reutlinger General-Anzeiger Nr. 90-97 des Jahrgangs 1912. Reutlingen: Oertel & Spörer o.J. [1912?]
- Christian Friedrich Daniel Schubart als politischer Journalist. Tübingen: Mohr 1914 und Stuttgart: Privatdruck 1984 (Reprint)

- Rathenau-Brevier. Hrsg. E. Sch. Jena: Diederichs 1918 (=Deutsche Gemeinwirtschaft. Schriftenreihe. Hg. E. Schairer, Heft 5)
- Sozialisierung der Presse. Jena: Diederichs 1919 (=Deutsche Gemeinwirtschaft. Schriftenreihe. Hrsg. E. Schairer, Heft 12)
- Hängen oder Köpfen? Kulturgrotesken von Adam Heller (d.i. E.Sch.). Heilbronn: Verlag der "Sonntags-Zeitung" o.J. [um 1924]
- Warum ich nicht Pfarrer blieb. Stuttgart: Verlag der "Sonntags-Zeitung" o.J.
- Mit andern Augen. Jahrbuch der "Sonntags-Zeitung" 1920-1929. Stuttgart: Verlag der "Sonntags-Zeitung" 1929
- Gottlosigkeit. Stuttgart: Verlag der "Sonntags-Zeitung" 1932
- Fünf Minuten Deutsch. Ein sprachliches Sündenregister. Stuttgart: Turmhaus-Druckerei 1951
- Sebastian Blau / Erich Schairer (Hrsg.), Des Leib- und Seelenarztes Dr. Owlglass Rezeptbuch. Gereimtes und Erzähltes. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1955
- Fünf Dutzend oder ein volles Schock Doppel-Schüttelreime nicht ohne Mühe gedichtet, mit den notwendigen Überschriften versehen, etwas geordnet und zu Fastnacht 1941 seinem Freunde Dr. Owlglass ehrerbietig und dankbar gewidmet von Erich Schairer Doktor der Philosophie und der freien Künste Magister. Illustrationen von Eberhard Schairer zum 80. Geburtstag Erich Schairers am 21. Oktober 1967. Stuttgart: Turmhaus-Druckerei 1967

Literatur [\[Bearbeiten\]](#)

- Agathe Kunze: *Erich Schairer zum Gedächtnis. Aus seinen Schriften — Würdigungen — Erinnerungen.* Stuttgart 1967
- Will Schaber: *Der Gratgänger. Welt und Werk Erich Schairers (1887–1956).* 1981
- Otto Borst: *Eine Kraft für sich.* In: *Stuttgarter Zeitung*, 19. Dezember 1981
- Richard Schmid: *Aufgepaßt, ohne Stelzen. Leben und Werk Erich Schairers.* In: *Stuttgarter Zeitung*, 19. Mai 1982
- L. Rohner: *Dissident aus Schwaben.* In: *Die Zeit*, 25. März 1983
- Will Schaber: *Erich Schairer.* Ders.: *Sonntagszeitung.* Beides in: H. Donat, K. Holl: *Die Friedensbewegung.* 1983, S. 332 f. u. 361 ff.
- Reinhard Appel: *Erinnerungen an Erich Schairer.* In: *Stuttgarter Zeitung*, 21. Oktober 1967
- [Manfred Bosch](#) (Hrsg.): *Mit der Setzmaschine in die Opposition. Auswahl aus Erich Schairers Sonntags-Zeitung 1920–1933.* 1989
- Manfred Bosch, Agathe Kunze (Hrsg.): *Bin Journalist, nichts weiter. Ein Leben in Briefen.* Silberburg-Verlag, Tübingen 2002
- Andrea Weil: *Der öffentlichen Meinung entgegneten. Erich Schairers publizistische Opposition gegen die Nationalsozialisten 1930-1937.* Lit-Verlag, Berlin 2007

Weblinks [\[Bearbeiten\]](#)

- [Literatur von und über Erich Schairer](#) im Katalog der [Deutschen Nationalbibliothek](#) ([Datensatz zu Erich Schairer](#) • [PICA-Datensatz](#))
- Koszyk, Kurt: *Schairer, Erich.* In: *Neue Deutsche Biographie* (NDB). Bd. 22, Duncker & Humblot, Berlin 2005, S. 546 f.
- [Website über Erich Schairer](#)
- [Porträt Schairers von Kurt Oesterle](#)

- [Erich-Schairer-Journalistenhilfe \(Nachwuchsförderung\)](#)

Personendaten

NAME **Schairer, Erich**

KURZBESCHREIBUNG deutscher Journalist und Publizist

GEBURTSDATUM 21. Oktober 1887

GEBURTSORT [Hemmingen](#)

STERBEDATUM 3. August 1956

STERBEORT [Schorndorf](#)

Von „http://de.wikipedia.org/wiki/Erich_Schairer“

[Kategorien: Journalist](#) | [Publizist](#) | [Person \(Stuttgart\)](#) | [Deutscher](#) | [Geboren 1887](#) | [Gestorben 1956](#) | [Mann](#)

<http://www.erich-schairer.de/index.html>

sueddeutsche.de

Ressort: Kultur

URL: /kultur/571/306531/text/

Datum und Zeit: 15.11.2008 - 19:08

16.08.2008 21:49 Uhr

Printmedien

Die Zeitung ist tot. Es lebe die Zeitung!

Gestorben 2020? Dank Internet können die Printmedien ihre Schwächen abschütteln und ihre Stärken ausbauen.

[Von Heribert Prantl](#)

Der Amerikaner Philip Meyer ist der Fukuyama der Medienwelt. Seitdem Meyer im Jahr 2004 ein Buch mit dem Titel *The Vanishing Newspaper* veröffentlicht, also das Verschwinden der Tageszeitung angekündigt hat, hören sich die Podiumsdiskussionen auf Medientagen an wie Vorbereitungen zur Beerdigung. Und wenn die Experten über das Internet debattieren, dann hat man bisweilen das Gefühl, sie kritzeln derweil schon am Entwurf der Todesanzeige: "Geboren 1603 in Straßburg/Elsass, gestorben 2020. Wir werden der Zeitung ein ehrendes Andenken bewahren".

Man mag sich fragen, wo eine solche Todesanzeige eigentlich publiziert werden soll: Im Internet? Für derlei Überlegungen ist es aber erstens ein bisschen früh, denn selbst Professor Meyer hat den Tod der Tageszeitung erst für das Jahr 2043 vorhergesagt. Zweitens könnte es

sich mit den Prophezeiungen Meyers so verhalten wie mit denen seines Kollegen Francis Fukuyama, der 2002, als das östliche Imperium und der Staatskommunismus zusammengebrochen waren, das "Ende der Geschichte" ausgerufen hat. Die Geschichte mochte sich dann nicht daran halten.



Das Verschwinden der Tageszeitung wird zum Dauerthema in den Medien.
Foto: dpa

Aber es gibt den Ehrgeiz, das Zeitungssterben und die von Meyer berechnete Mortalität zu beschleunigen. In Berlin jedenfalls gibt es eine Zeitung, die im Herbst 2005 vom britischen Investor David Montgomery, dem Chef der Mecom-Holding, gekauft worden ist. Seitdem bemüht sich das Mecom-Management samt seinen örtlichen Statthaltern, der Berliner Zeitung den Journalismus auszutreiben und aus der Zeitung eine Benutzeroberfläche zu machen - auf der immer weniger von dem platziert wird, was Geld kostet (nämlich gute Artikel), aber immer mehr von dem, was Geld bringt (nämlich Werbung und Product-Placement).

Also werden Journalisten entlassen, Korrespondenten eingespart, Redaktionen aufgelöst, eigene Texte durch solche der Agenturen ersetzt oder sonst möglichst billig eingekauft. Die Chefredaktion verwandelt sich in eine Geschäftsführung. Geist mutiert in Geistlosigkeit. Man spart, bis die Leser gehen. Es ist wie eine absonderliche Version des Märchens vom Rumpelstilzchen: Es wird - aus Geldsucht und Unverstand - Gold zu Stroh gesponnen.

Lesen Sie auf der nächsten Seite, warum das Internet etwas sympathisch Antiautoritäres hat - aber noch lange nicht das Ende der Zeitung bedeutet.

Mit den Überlegungen des Philip Meyer hat das wenig zu tun: Als er davon schrieb, dass im Jahr 2043 zum letzten Mal ein Exemplar einer Zeitung im Briefkasten oder auf der Türschwelle irgendeines Bürgers irgendwo in den Vereinigten Staaten liegen werde, dachte er nicht an Heuschrecken, welche die Zeitungen und ihre Redaktionen kahlfressen - er dachte an das Internet. Das neue Medium werde dem alten über kurz oder lang den Garaus machen, weil es so rasend schnell sei und sich in der Echtzeit bewege.

Und Meyer hat natürlich recht damit, dass das Internet rasend schnell ist: Es ist schnell, es ist ubiquitär und es hat etwas sympathisch Antiautoritäres. Aber ein sympathisches neues Medium bedeutet mitnichten automatisch das Ende des sympathischen alten. Das Internet ist nicht das Ende der gedruckten Zeitung; es nimmt der gedruckten Zeitung nur eine Aufgabe ab, die sie bisher, so gut es halt ging, zu erfüllen versuchte. Bei der "Vermeldung" von Ereignissen kommt und kam die Zeitung bei allem Bemühen immer zu spät.

Die zeitliche Distanz zwischen Ereignis und Öffentlichkeit schrumpft

Diese natürliche Schwäche war den Zeitungen seit jeher bewusst. Die Zürcher Zeitung stellte im Titelblatt ihrer ersten Ausgabe vom 12. Januar 1780 nüchtern fest, dass es ihr bei allem Bemühen versagt bleiben werde, "die Weltbegebenheiten früher anzuzeigen, als sie geschehen sind". Der Vorsprung, die Vermeldung eines Ereignisses zumindest vor der gesamten

Konkurrenz, war deshalb bisher Ziel jedes Unternehmens, das mit Informationen Geschäfte macht - erreichbar durch ein ausgebautes Korrespondentennetz, durch Ausnutzung aller technischen Hilfsmittel bei der Übermittlung, durch Erschließung neuer Nachrichtenquellen.

Dank dieses Bemühens schrumpfte die zeitliche Distanz zwischen Ereignis und Öffentlichkeit immer weiter. Mit dem Internet ist das Ende dieser Entwicklung erreicht. Es erreicht das Publikum im Idealfall in Echt-Zeit. Es verfügt also über eine Fähigkeit, die eine Zeitung bei allergrößtem Bemühen nicht erreichen kann.

Lesen Sie auf der nächsten Seite, warum die Zeitung sich auf anderes konzentrieren kann als das Internet - und worauf.

Der Tod Napoleons auf St. Helena am 5. Mai 1821 wurde in der Londoner Times als erster Zeitung zwei Monate später gemeldet, am 4. Juli 1821. Die Vossische Zeitung in Berlin druckte die Times-Meldung noch zehn Tage später nach. Die Meldung über den Tod Mahatma Gandhis lief 1948 schon wenige Minuten nach dem Schuss des Attentäters in allen Orten der Erde ein; sie gilt in der Fachliteratur als das klassische Beispiel moderner Nachrichtentechnik.

Der Fortschritt der Technik und ihr Einsatz im Nachrichtenwesen schlug sich schon früh in Zeitungstiteln wie *Telegraph* nieder. Telefon, Funk, Satellit, Radio und Fernsehen machten aus einer distanzierten eine fast miterlebende Öffentlichkeit - aber nur fast. Das Internet beendet das "fast".

Die Zeitung kann Wegweiser sein im Wirrwarr

Weil es das Internet, weil es also nun bessere, schnellere Methoden bloßer Informationsvermittlung gibt, kann sich die Zeitung auf anderes konzentrieren - auf Analyse, Hintergrund, Kommentierung, auf Sprachkraft, Gründlichkeit und Tiefgang, auf all das, was sich in der Hetze der Echtzeit im Internet nicht leisten lässt.

Die Zeitung kann Wegweiser sein im Wirrwarr; sie kann Informationen destillieren, konzentrieren, auswerten, bewerten; sie kann eine neue Weltbühne aufstellen; sie kann Gebrauchsanweisung sein für das digitale Diesseits. Wenn eine Zeitung das gut macht, wird sie immer genügend Leser haben, die sich an ihr festhalten, weil sie der Realitätsvergewisserung dient, weil sie ein Schlüssel ist zum Verstehen der globalisierten Welt, deren Abbild das Internet ist. Eine solche Tageszeitung wird dann eine Solidität und eine Autorität haben, von der das Internet nur träumen kann.

Die Tageszeitung muss sich verändern, aber wie? Lesen Sie auf der nächsten Seite, was Print-Journalismus in Zukunft ausmacht.

Die Tageszeitung muss sich, wird sich verändern - sehr viel mehr, als die Konkurrenz von Rundfunk und Fernsehen sie verändert hat. Der Inhalt der Zeitung wird ein anderer sein, als man es bisher gewohnt war, aber sie wird immer noch und erst recht Zeitung sein: Und die Texte, die dort stehen, werden Nachrichten im Ursinne sein - Texte zum Sich-danach-Richten. Das gibt es nicht umsonst, das kostet. Mit einem Journalismus, der verdummt, kann man das nicht leisten. Ein Billigjournalismus ist ein Journalismus zum Wegwerfen, nicht zum Lesen.

Wenn sich eine Zeitung an Anzeigenblättern orientiert, ist sie keine Zeitung mehr, sondern eben ein Anzeigenblatt.

Zeitung und Internet: Die bloße Beschwörung des Rieplschen Gesetzes hilft nichts. Es lautet kurz gefasst so: Kein neues Medium substituiert ein altes. Dieser Satz ist der große Hoffnungssatz der Zeitungsverleger. Wolfgang Riepl, der jahrzehntelang Chefredakteur der Nürnberger Zeitung war, entwickelte ihn 1913 in seiner Dissertation: Es ergebe "sich gewissermaßen als ein Grundgesetz der Entwicklung des Nachrichtenwesens, daß die einfachsten Mittel, Formen und Methoden, wenn sie nur einmal eingebürgert und brauchbar befunden worden sind, auch von den vollkommensten und höchst entwickelten niemals wieder gänzlich und dauernd verdrängt und außer Gebrauch gesetzt werden können, sondern sich neben diesen erhalten, nur daß sie genötigt werden, andere Aufgaben und Verwertungsgebiete aufzusuchen." Das hat sich bisher tatsächlich so bewahrheitet.

Ein Versäumnis: Informationsquellen exklusiv gewinnen

Auch bei Nutzung aller Finessen - die Zeitungsnachricht folgt dem Ereignis bestenfalls so wie der Donner dem Blitz. Weil das so ist, und weil die Konkurrenz die womöglich teuer recherchierte Nachricht mit wenig Zeitverzögerung übernehmen kann, haben Zeitungen in der Vergangenheit immer wieder versucht, Informationsquellen exklusiv zu gewinnen, sie also zu monopolisieren.

Als das Luftschiff Graf Zeppelin 1928 nach Amerika flog, sicherten sich die Verlage Scherl und Ullstein sowie die Frankfurter Zeitung die "europäischen Rechte der Berichterstattung" durch einen Exklusivvertrag. Die Funkberichterstattung von Bord aus wurde ausschließlich den Vertragsunternehmen überlassen, die übrigen Mitfahrer, Mannschaft und Passagiere, zum Schweigen verpflichtet, Meldungen über den Standort des Schiffs an die Nicht-Vertragspresse verweigert.

Jegliches zwischen Start und Landung liegende Ereignis wurde so zur Exklusivinformation der vertragsschließenden Verlage. Pikant war das Vorgehen des Luftschiffbauers Zeppelin deswegen, da die gesamte deutsche Presse durch Aufrufe zu einer "Zeppelin-Spende" maßgeblich zum Bau des Luftschiffs beigetragen hatte. Nachhaltige Pressepropaganda hatte die Fahrt des Luftschiffs zu einer Angelegenheit nationaler Ehre erhoben und das Bedürfnis des Publikums nach Information erheblich gesteigert. Umso empfindlicher traf die Presse das "Zeppelin-Nachrichtenmonopol".

Lesen Sie auf der nächsten Seite, wie Zeitungen und Internet sich ergänzen.

Ähnliche Versuche von Zeitungen, sich Exklusivität zu sichern, gab es immer wieder: Beim Bergwerksunglück von Lengede im Jahr 1963 ließ sich der Stern für eine Vergütung von (heute lächerlich wenig erscheinenden) 250 000 Mark die "Weltrechte" an den Erlebnisberichten der elf Geretteten übertragen. Und 1972, als das Misstrauensvotum der CDU/CSU im Bundestag gegen den SPD-Bundeskanzler Willy Brandt gescheitert war und der CDU-Abgeordnete Julius Steiner in Verdacht geriet, er habe sich seine Stimmenthaltung abkaufen lassen, schloss die Illustrierte Quick mit ihm einen Vertrag und versteckte ihn drei Wochen lang, um ihn exklusiv ausfragen zu können.

Im Zug dieser Recherchen gestand er, vom SPD-Fraktionschef Wienand mit

50 000 Mark bestochen worden zu sein. Die rechtliche Wirksamkeit solcher Verträge ist umstritten, faktisch bringen sie nicht allzu viel; jedenfalls der Kern der Geschichte kann sofort in allen anderen Medien publiziert werden. Exklusivverträge dieser Art werden heute noch häufig mit Verbrechensopfern geschlossen - die ihr Leid dann exklusiv ausbreiten. Befriedigt wird auf diese Weise aber weniger ein Informations- als ein Unterhaltungsinteresse.

Zeitungen und Internet ergänzen sich

All das waren und sind hilflose bis alberne Versuche, die natürlichen Defizite von Zeitungen und Zeitschriften zu überwinden. Den Endpunkt solcher Albernheiten markiert die grassierende Unsitte, Gedenktagen schon Wochen vor dem Gedenktag zu gedenken und Jubiläumsjahre schon Wochen vor dem Jubiläumsjahr einzuläuten. Es ist ein Indiz dafür, dass das Gefühl dafür verloren geht, womit man wirklich Exklusivität gewinnt: mit der Güte des Produkts.

Es wird davon geredet, dass Zeitungen und Internet sich ergänzen. Das stimmt dann, wenn jedes Medium seine spezifischen Stärken kennt. Die Stärke des Internets ist die Rasanz, die Stärke der Zeitung die Reflexion. Zeitungen, die sich darauf besinnen, werden interessanter, weil sie Uniformität und die Wiederholung des Immergleichen vermeiden.

Das Rieplsche Gesetz verlangt von den Zeitungen, sich immer wieder andere Aufgaben zu suchen. Das bedeutet heute: Die Zeit der Zeitungen als Generalanzeiger ist vorbei; es beginnt ihre Zeit als Generalschlüssel. Daran muss jeden Tag gefeilt werden, und dafür braucht es Leute, die das können und denen die Leser diese Fertigkeit zutrauen, gute Redakteure eben. Es kann dies eine neue, große Zeit der Zeitungen werden - weil sie befreit sind, weil sie nicht mehr ihre natürlichen Schwächen mit sich herumschleppen.

Die letzte Ausgabe der Weltbühne vom 7. März 1933 endete mit dem Satz: "Denn der Geist setzt sich doch durch". Das könnte, auch in viel weniger schwierigen Zeiten als damals, ein Motto für eine Zeitung sein.

(SZ vom 16.08.2008/akh)

Festrede

Rede zur Verleihung der Otto-Brenner-Preise für kritischen Journalismus

5. Dezember 2007

Von Heribert Prantl

Es gibt Tage, an denen könnte man am Journalismus verzweifeln. Tage, an denen man glaubt, es würde alles immer nur schlechter. Dann kommt einem das eigene Gewerbe so kritiklos, so oberflächlich, so mainstreamig vor.

An diesen Tagen journalistischer Tristesse, es sind Gott sei Dank nicht so viele, frage ich mich, warum ich vor zwanzig Jahren nicht Richter in der bayerischen Justiz geblieben bin –

weil mir der Journalismus dann vorkommt wie Hochstapelei mit Grundrechtsschutz. Und das ambitionierte Reden von Pressefreiheit kriegt dann einen schalen Geschmack.

An solchen Tagen kommen mir die Sätze des Bundesverfassungsgerichts über die Pressefreiheit und ihre Bedeutung für die Demokratie vor wie ein grausamer Spott; zum Beispiel dann, wenn die Bildzeitung (wie jüngst im Fall el Masri) sich mit Infamie über eine Rüge des Presserats hinwegsetzt, das Opfer ihres Rufmords gar noch einmal in den Dreck zieht, sozusagen jetzt erst recht – der Presserat aber dazu schweigt, statt vor der Bundespressekonferenz Klage zu führen und Alarm zu schlagen.

Warum rede ich ausgerechnet hier und heute von meinen Tagen des Missbehagens? Weil es auch die ganz anderen Tage gibt, diejenigen, die wie Medizin sind gegen die journalistische Depression.

Heute ist so ein Tag, heute ist, entschuldigen Sie das kleine Pathos, heute ist ein journalistischer Festtag – und die Tage, an denen die Jury die vielen hervorragenden, die vielen ganz hervorragenden eingereichten Arbeiten gelesen haben, waren auch solche Festtage. Ich weiß nicht, wie es den anderen Juroren ergangen ist – ich denke, so ähnlich wie mir: Ich war stolz beim Lesen, Hören, Sehen. Ich war und bin stolz darauf, einem Beruf anzugehören, der praktizierte Aufklärung ist (oder besser gesagt, der es, wie dieser Wettbewerb zeigt, sein könnte). Dafür bin ich Ihnen, liebe Preisträgerinnen und Preisträger, dankbar – ihre Arbeiten erhalten den Glauben darein, dass ein großes Grundrecht nicht verlüdert.

Mein, unser journalistischer Urahn Philipp Jakob Siebenpfeiffer, geboren im Revolutionsjahr 1789, war ein kämpferischer Mann, einer, der sich den Mund nicht hat verbieten und den Schneid nicht hat abkaufen lassen. Er war Schüler des liberalen Staatsrechtslehrers Karl von Rotteck, wurde mit 29 Jahren Landkommissar des Kreises Homburg in der Rheinpfalz, geriet aber bald mit dem Regime aneinander. Er trat aus dem Staatsdienst aus, wurde hauptberuflich bürgerlicher Revolutionär, demokratischer Volksmissionar, Journalist, Verleger und Streiter gegen die Zensur.

„Die Zensur ist der Tod der Pressfreiheit und somit der Verfassung, welche mit dieser steht und fällt“, schrieb er vor 175 Jahren in seiner Zeitung. Als die Regierung seine Druckerpresse versiegelte, verklagte er sie mit dem Argument: Das Versiegeln von Druckerpressen sei genauso verfassungswidrig wie das Versiegeln von Backöfen. Das ist ein wunderbarer Satz, weil darin die Erkenntnis steckt, dass Pressefreiheit das tägliche Brot ist für die Demokratie. Vor 175 Jahren hat Siebenpfeiffer die Vaterlandsvereine „zur Unterstützung der freien Presse“ mitgegründet und dann, im Mai 1832, zum Hambacher Fest eingeladen; dieses erste demokratische Fest war zugleich das erste große Fest der Pressefreiheit in Deutschland. Diese Pressefreiheit galt den liberalen Meinungsführern damals als das demokratische Urgrundrecht und als Universalrezept zur Gestaltung der Zukunft; in dem Zauberwort Pressefreiheit flossen alle politischen Sehnsüchte zusammen. Zensur, das war der Kampf gegen die alte Ordnung.

Ein Jahr nach dem Hambacher Fest begann der Hochverratsprozess gegen Siebenpfeiffer und zwölf weitere Angeklagte. Das außerordentliche Schwurgericht zu Landau in der Pfalz saß über die Aufrührer und über die Pressefreiheit zu Gericht. Siebenpfeiffer hat sie verteidigt wie kaum ein anderer; aber dieser Kampf ist nicht gut ausgegangen für ihn. Als der von den Bürgern gefeierte und vom Staat verfolgte Mann letztlich doch verurteilt worden war, floh er – mittlerweile kränklich – mit seiner Familie in die Schweiz. Er hatte keine Kraft mehr; und die Mitkämpfer von einst waren enttäuscht vom Aussteiger. Er wurde außerordentlicher

Professor, litt unter wirtschaftlichen Nöten. Über seine letzten Jahre ist wenig bekannt. Er starb am 14. Mai 1845 in der Privatirrenanstalt von Bümpliz. Man muss sich Siebenpfeiffer, den unbändigen Freiheitskämpfer, am Lebensende in der Zwangsjacke vorstellen. Das ist ein Symbol für den weiteren Verlauf der Geschichte bis 1945.

Der große Freiheitskämpfer am Ende in der Zwangsjacke? Es ist ein unendlich trauriges Bild, ein Bild, das einen bekümmert, auch wenn man sich mit dem Journalismus von heute beschäftigt. Die Zeiten der Zwangsjacke für die Pressefreiheit sind nämlich 1945 nicht ganz zu Ende gegangen. Es sind nur die Zeiten vorbei, in denen sich diese Zwangsjacken in der staatlichen Kleiderkammer regelrecht stapelten und ein staatliches Hoheitsabzeichen trugen. Staatliche Fesselungsversuche gibt es auch heute noch in Deutschland – denken wir an die Durchsuchungsaktionen in Zeitungshäusern, Redaktionen und Privatwohnungen von Journalisten; das Bundesverfassungsgericht hat die Staatsbehörden, am Beispiel der Razzia beim Monatsmagazin Cicero, heftig dafür gerügt.

Aber schlimmer als Cicero-Razzien sind die geistigen Zwangsjacken, die sich der Journalismus selber anzieht: Zu beklagen ist eine Tendenz zur Vermischung von Information und Unterhaltung. Zu beklagen ist die Vermischung von Journalismus und PR. Zu beklagen ist die Verquickung von Journalismus und Wirtschaft – die Tatsache also, dass sich immer mehr Journalisten zu Büchsenspannern und Handlangern von Lobbyisten machen lassen. Wir verleihen hier Medienpreise für „Kritischen Journalismus“. Kritischer Journalismus – das sollte eigentlich eine Tautologie sein, ist es aber nicht.

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte sprach im Jahr 2004 Caroline, der Prinzessin von Monaco, eine geschützte Privatsphäre auch außerhalb ihres Hauses zu; die Öffentlichkeit könne kein legitimes Interesse daran geltend machen, zu erfahren, wo die Prinzessin sich aufhält und wie sie sich allgemein in ihrem Privatleben verhält – und zwar auch dann nicht, wenn sie sich an Orte begibt, die nicht als abgeschieden bezeichnet werden. Zumal die Verleger und Chefredakteure von bunten Blättern sahen daraufhin das Ende der Pressefreiheit nahen, weil das Caroline-Urteil das Persönlichkeitsrecht über Gebühr ausdehne. Doch was, bitte, ist die Prinzessin Caroline gegen einen Verleger wie Lambert Lensing-Wolff in Dortmund?

Der Verleger Lambert Lensing-Wolff, ihm gehören die Ruhr-Nachrichten, hat die komplette Lokalredaktion seiner Münsterschen Zeitung vor die Tür gesetzt. Mitte Januar diesen Jahres erfuhren 19 Redakteure, dass sie ab sofort von der Arbeit freigestellt seien. Am Freitag produzierten sie die letzte Ausgabe, die Montagsausgabe wurde schon von einer neuen Mannschaft verantwortet, die der Verleger geheim und abseits der Tarifbindung aufgebaut hatte. „Damit erreicht“, so schrieb die Neue Zürcher Zeitung, „die Auslagerung journalistischer Arbeit aus den traditionellen Strukturen von Redaktion und Verlag eine neue Dimension“. Schrittweise hatte Lensing-Wolff zuvor seine einstmals tausend Mitarbeiter in Redaktionen, Druckbetrieben, Vertrieb und Verwaltung in zahlreiche Tochtergesellschaften ausgegliedert. Die näheren Umstände des letzten Coups von Münster spotten jeder Beschreibung. Wegen angeblicher „Renovierung“ hatten die langjährigen Blattmacher der Münsterschen Zeitung ihr Pressehaus in der Innenstadt räumen und in die Kantine des alten Druckhauses umziehen müssen, schließlich wurden die Diensthandys abgeschaltet und die Redaktionscomputer gesperrt. Die angebliche Renovierung des Blattes bestand also in der Einführung von Manchester-Journalismus.

Es gibt mittlerweile nicht wenige solcher Verleger in Deutschland. Schlimmer als staatliche Fesseln (da kommt notfalls das Bundesverfassungsgericht zur Entfesselung) sind also heute

die Zwangsjacken, die so Verleger und Verlags-Manager dem Journalismus anziehen. Der genannte Verleger Lensing-Wolff sagt dazu: „Outsourcing ist Teil einer Flexibilität, die wir zur Modernisierung brauchen.“ Er redet von einem neuen Konzept des „rasenden Reporters“, der mit „Laptop und Kamera nah am Geschehen ist, der online, on air und für Print berichtet“. Der künftige Journalist, der Manchester-Journalist, könnte also, wie ich das gerne nenne, eine Art Trommelaffe sein: Mit den Händen patscht er die Tschinellen zusammen, mit den Ellenbogen schlägt er die Trommel auf seinem Rücken, an die Füße kriegt er ein paar Klappern und Rasseln, in den Mund steckt man ihm eine Trompete. Dieses Konzept hat einen Namen: Geschäftsführer und innovationsbesoffene Chefredakteure sprechen vom „multifunktionalen Journalisten“ und meinen dazu, die Zeiten hätten sich halt geändert. So kehrt der Journalismus zurück zu seinen marktschreierischen Ursprüngen auf den Marktplätzen des Mittelalters.

Die Online-Ausgaben nicht ganz weniger Zeitungen werden auf eine Art und Weise betrieben, dass man eine ganz einfache Wahrheit ganz laut sagen muss: Pressefreiheit ist nicht die Freiheit, Redaktionen auszupressen. Pressefreiheit ist auch nicht die Freiheit, sie durch redaktionelle Zeitarbeitsbüros zu ersetzen, als gelte es, ein Call-Center eine Weile am Laufen zu halten. Schon heute sagt jeder dritte Journalist, dass die Zeit fehle, „um sich über ein Thema auf dem Laufenden zu halten“. Dadurch ist eine zentrale journalistische Aufgabe gefährdet, und zwar nicht nur bei vielen kleinen lokalen Blättern – das Aufspüren von Entwicklungen, das Sammeln, Bewerten und Ausbreiten von Fakten und Meinungen. Der Online-Journalismus ist etwas Tolles, er bietet neue, wunderbare Chancen für innovative publizistische Arbeit. Wenn „Online“ aber dafür genutzt, denn Journalismus noch billiger zu machen – dann wird es einen Sog nach unten geben.

Zeitungen sind im Internet-Zeitalter mitnichten vorgestrig. Sie haben, weil Vertiefung und Orientierung wichtiger werden, ein ganz neues Gewicht. Sie werden dieses Gewicht aber nicht halten, wenn der Trend zur journalistischen Selbstzerstörung anhält. Überzogene Renditeerwartungen sind ein Schritt zur Selbstzerstörung. Götz Hamann hat dazu unlängst in der „Zeit“ (20. 9. 2007) die Vorsteuerrendite etlicher Zeitungshäuser festgehalten, die weit, sehr weit über der des Thyssen Krupp Konzerns oder der des Strom- und Gaskonzerns E.on liegt. Als wichtigste Geldquelle hat die Branche die eigenen Angestellten entdeckt. „Jeder dritte Job ist gestrichen worden. Die letzte große Entlassungswelle gab es im vergangenen Jahr bei der Rheinischen Post. Insgesamt arbeiten heute nur noch rund 17 000 feste Redakteure und freie Journalisten für deutsche Zeitungen. Im Jahr 1993 waren es fast 25 000. Das ergibt sich aus der bislang umfassendsten Studie über Journalisten in Deutschland.“ Sie stammt vom Hamburger Wissenschaftler Siegfried Weischenberg, der auch nachweisen konnte, dass die verbliebenen Redakteure mehr organisatorische Arbeit übernommen haben. Die Zeit für Recherche und Schreiben nahm entsprechend ab.

Es besteht wie noch nie seit 1945 die akute Gefahr, dass der deutsche Journalismus verflacht und verdummt, weil der Renditedruck steigt; weil an die Stelle von sach- und fachkundigen Journalisten Produktionsassistenten für Multimedia gesetzt werden, wieselflinke Generalisten, die von allem wenig und von nichts richtig etwas verstehen. Aus dem Beruf, der heute Journalist heißt, wird dann ein multifunktionaler Verfüller von Zeitungs- und Webseiten. Solche Verfüllungstechnik ist allerdings nicht die demokratische Kulturleistung, zu deren Schutz es das Grundrecht der Pressefreiheit gibt. In den Redaktionskonferenzen ist das diskussionsfreudige Klima verschwunden, es verschwand vor ein paar Jahren mit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in die damals viele Zeitungen gerieten und mit den Existenzängsten, die nicht wenige Redakteure damals befielen. Der alte Satz „wes Brot ich ess, des Lied ich sing“ bekommt durchaus wieder Bedeutung.

Die Presse sei ein „ständiges Verbindungs- und Kontrollorgan zwischen dem Volk und seinen gewählten Vertretern in Parlament und Regierung“ heißt es im Spiegel-Urteil von 1966. Eine „freie, nicht von der öffentlichen Gewalt gelenkte, keiner Zensur unterworfenen Presse“ sei ein „Wesenselement des freien Staates“. So schrieb das Bundesverfassungsgericht vor 31 Jahren und in diesem Jahr, im Cicero-Urteil, das eigentlich ein Spiegel II-Urteil ist, hat es dieses Loblied wiederholt. Für solche Sätze haben einst Deutschlands erste Demokraten, wie Johann Georg August Wirth, auf den Barrikaden gekämpft, für solche Sätze wurde Jakob Philipp Siebenpfeiffer in Landau ins Gefängnis geworfen und musste dort, wie es den Gefangenen damals zur Auflage gemacht wurde, wöchentlich drei Paar wollene Socken stricken. Hätte er geahnt, dass sein Satz eines Tages vom höchsten Gericht so gerühmt werden würde – er hätte vor Freude sechs Paar Socken gestrickt.

Das Spiegel-Urteil des Bundesverfassungsgerichts stammt von 1966. Das Spiegel-Urteil von heute wird auf diversen Medien-Tagen und auf den Redaktions-Flur-Gesprächen gefällt. Es fällt nicht mehr so feierlich und nicht mehr so respektvoll aus, das große Leitmedium ist der Spiegel nicht mehr – und das hat damit zu tun, das Mainstreaming, das Schwimmen im Strom, wie es der Spiegel heute pflegt, eigentlich nicht zu den Hauptaufgaben des Journalismus gehört. Im Zweifel schwimmt guter Journalismus gegen den Strom. Guter Journalismus macht auch keine Verbeugungen vor großen Anzeigenkunden. Guter Journalismus ist auch etwas anderes als die gegenseitige Beweihräucherung, wie sie zwischen einigen Groß-Journalisten üblich geworden ist. Deren Motto heißt: Wir sind unglaublich gut und wir bestätigen und das auch gegenseitig in unseren Zeitungen. Guter Journalismus macht sich nicht zum Affen. Und guter Journalismus ist sich dessen bewusst, dass Pressefreiheit nicht in erster Linie die Freiheit zum großen Geldverdienen ist.

Der Bundespräsident hat in einer feinen Rede zum fünfzigsten Jubiläum des Presserats die Pressefreiheit auf hintergründige Weise hochleben lassen; er hat gefragt, was den Kern journalistischer und verlegerischer Arbeit ausmache und warum diese vom Grundgesetz geschützt sei. „Ich selbst“, antwortete Horst Köhler keck, „bin in dieser Frage konservativ. Deshalb neige ich zu Karl Marx. Der hat gesagt: 'Die erste Freiheit der Presse besteht darin, kein Gewerbe zu sein'“.

Die Herstellung von Zeitungen ist eben etwas anderes als die Herstellung von Tapeten oder Plastikfolien; und die Produktion von Rundfunk- und Fernsehsendungen ist etwas anders als die Produktion von Chips oder Stanzmaschinen. Medienunternehmen dürfen und sollen zwar Gewinn machen, aber wenn sie an nichts anderem interessiert sind als daran, dann wackelt die Pressefreiheit. Für die Hersteller von Tapeten, Joghurts und Stanzmaschinen gibt es nämlich keine speziellen Garantien, kein eigenes Grundrecht. Wenn also Medienfreiheit missbraucht wird, um Schleichwerbung zu machen, wenn es eine Tendenz gibt, sie auf die Freiheit zu grundrechtsgeschützter Geldvermehrung zu reduzieren, dann wird es immer schwerer werden, sie als besonders wichtig zu verteidigen – weil sich dann die Pressefreiheit nicht mehr von der allgemeinen Gewerbefreiheit unterscheidet. Wenn das Grundrecht nicht mehr von innen glänzt, dann hilft es nichts mehr, wenn das Bundesverfassungsgericht ab und an mit dem Glanzspray herum hantiert.

Das höchste Gericht versucht ab und zu, den Staatsbehörden die Achtung vor dem Artikel 5 Grundgesetz zu lehren. Diese Achtung setzt aber auch journalistische Selbstachtung voraus.

Der Presse ist die Freiheit garantiert. Presse sind Journalisten, Verleger, Medienunternehmen. Die Pressefreiheit könnte entfallen, wenn diese Freiheit als Freiheit ohne Verantwortung

missverstanden wird – und: wenn Medienunternehmen sich nur noch als Renditeunternehmen wie jedes andere auch verstehen.

Es hat einen Grund, warum es das Grundrecht der Pressefreiheit gibt: Pressefreiheit ist Voraussetzung dafür, dass Demokratie funktioniert. Wird dieser Grundsatz nicht geachtet, wird das Grundrecht grundlos.

Vor genau 175 Jahren ist der erste „Vaterlandsverein zur Unterstützung der freien Presse“ gegründet worden. Diese Vaterlandsvereine zur Unterstützung der freien Presse waren Demokratievereine, dort trafen sich die aufgeklärten, die fortschrittlichen, die engagierten Bürger des Landes. Vielleicht müsste man so einen Presse-Unterstützungs-Verein heute wieder gründen. Vielleicht gibt es den Verein aber schon wieder. Die heutige Veranstaltung, diese Preisverleihung, ist nämlich so eine Art Generalversammlung dieses neuen alten Vereins.

Dr. Heribert Prantl leitet die Redaktion Innenpolitik der Süddeutschen Zeitung

Download: [Festrede von Dr. Heribert Prantl \[PDF - 88 KB\]](#)

<http://www.otto-brenner-preis.de/dokumentation/2007/laudatio.html>